

SUSAN
CARROLL

DIE

geliebte

des

KÖNIGS

Weltbild

Paris, 1575. Gabrielle Cheney, eine der begehrtesten Kurtisanen am Hof, würde alles geben, um den König für sich zu gewinnen. Bis Hauptmann Nicolas Remy wieder in ihr Leben tritt, der Mann, an den sie einst ihr Herz verlor und den sie seit Jahren tot wähnt. Nichts ersehnt, nichts fürchtet Gabrielle mehr als seine Liebe. Nun muss sie sich entscheiden, wofür es sich wirklich zu kämpfen lohnt...

Ein meisterhaft erzähltes Epos um Liebe, Macht und Verrat

»Die dunkle Königin«-Saga

Die dunkle Königin

Die Geliebte des Königs

Die Silberne Rose

Die Jägerin

Der Freibeuter der Königin

Susan Carroll

Die Geliebte des Königs

Aus dem Amerikanischen von Angela Schumitz

Weltbild

Die Autorin

Susan Carroll hat Englisch und Geschichte studiert und schreibt historische Liebesromane. Für ihre Bücher ist sie bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Susan Carroll lebt und arbeitet in Rock Island, Illinois.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Courtesan by Ballantine Books, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Susan Coppola

Published by Arrangement with Susan Coppola

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Weltbild GmbH & Co. KG, 86159 Augsburg

Übersetzung: Angela Schumitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-930-6

Dieses Buch ist für meine Helden im richtigen Leben – meinen großen Bruder Tony und
meine »Gesetzlosen« Jerry, Tom und Pete.
Euch Jungs liebe ich für immer.

Prolog

Dunst stieg über der Seine auf, ein geisterhafter Schleier zog über die Ufer von Paris und verdunkelte Straßen, die im schwindenden Licht bereits einem Labyrinth glichen. Aber der Dame, die sich durch den Nebel stahl, schien weder die feuchte Kühle des Herbstabends etwas auszumachen noch die Gefahr, sich zu verlaufen.

Sie war in einen grauen, knöchellangen Umhang mit einer Kapuze gehüllt, ihr Gesicht verborgen hinter einer schwarzen Samtmaske, wie sie die Schönen bei Hofe trugen, um ihren Teint zu schützen. In derselben Weise schützte die Maske auch die Identität der Frau und ließ nur ihre blitzenden Augen und einige blonde Haarsträhnen erkennen. Hölzerne Pantinen bewahrten ihre Brokatschuhe vor dem Unrat auf den Straßen, die sie mit sicherem Schritt entlanglief, ohne den Mann zu bemerken, der sie verfolgte.

Hauptmann Nicolas Remy ließ sich so weit zurückfallen, wie er es wagen konnte, ohne die Dame an diesem nebligen Abend aus den Augen zu verlieren. Er trug ein dunkles Wams und schwarze Hosen, die mit der aufziehenden Nacht verschmolzen. Seine abgenutzten Kleider und die staubigen Stiefel hatten wie er selbst schon bessere Tage gesehen. Wirres dunkelblondes Haar hing über seine braunen Augen, die hageren Züge beschattete ein ungepflegter Bart. Mit Schwert und Dolch am Gürtel, sah er selbst für Pariser Verhältnisse gefährlich aus.

Passanten machten einen Bogen um ihn, was es ihm erschwerte, der Dame in Grau unauffällig zu folgen. Die Straßen leerten sich rasch. Handwerker und Straßenverkäufer hasteten nach Hause. Die Läden der Geschäfte wurden zugeschlagen, und das ganze respektable Paris zog sich hinter geschlossene Türen zurück.

Bald würde Hauptmann Remy allein auf weiter Flur sein, wie ein einsamer Überlebender auf dem Schlachtfeld, aber einen größeren Abstand zwischen sich und der Frau konnte er nicht riskieren. Sie hatte den entschiedenen Vorteil, dass sie wusste, wohin sie ging.

Er hatte sein Bestes getan, alles Wissen, das er je über diese verfluchte Stadt besessen hatte, zu vergessen. Remy waren nicht nur die Straßen unbekannt, er war sich nicht einmal sicher, ob er der richtigen Frau folgte. Er warf einen Blick auf seinen Begleiter, einen sehnigen Achtzehnjährigen mit dem Spitznamen Martin Le Loup.

Ein passender Name, dachte Remy. Mit seiner rabenschwarzen Mähne, den scharfen Gesichtszügen und den grünen Augen hatte der Bursche viel von einem Wolf. Obwohl Martin sich selbst als Abenteurer oder Glücksritter betrachtete, sah er bedauerlicherweise mehr nach dem aus, was er tatsächlich war: ein Lump und Beutelschneider. Aber Remy vertraute dem Jungen blind, so manches Mal hatte er ihm sogar sein Leben anvertraut.

Dennoch fragte er sich diesmal, ob sein schlauer Wolf nicht doch einen schweren Fehler begangen hatte. Während die Frau sie immer tiefer in immer schmalere Gassen führte, wuchs Remys Befürchtung, er könnte in eine Falle gelockt werden, wie sie schöne Frauen für so manchen unvorsichtigen Reisenden in Paris auslegten, nur um ihn dann auszurauben.

Remys Hand fuhr zum Heft seines Schwertes, und er murrte seinen jugendlichen Führer

an: »Bist du sicher, dass das die Dame ist, die du für mich finden solltest? Denn wenn du einen Fehler gemacht hast ...«

»Keinen Fehler, Herr Hauptmann!«, protestierte Wolf, beleidigt, weil Remy an ihm zweifelte. »Ich schwöre beim Grab meines Vaters, oder zumindest würde ich das, wenn ich wüsste, wer er war: Das ist wirklich die Dame, die ich für Euch suchen sollte, Eure Mademoiselle Gabrielle Cheney.«

Remy gestattete sich einen Moment des Bedauerns. Nein, sie war niemals seine Gabrielle gewesen, noch würde sie es je sein.

»Man sagt, sie sei die schillerndste Frau in ganz Paris«, sagte Wolf und küsste dabei anzüglich seine Fingerspitzen. »Erkennt Ihr sie denn gar nicht?«

Remy kniff die Augen zusammen, um die ferne Gestalt im Umhang zu betrachten. Er versuchte, eine vertraute Geste oder Bewegung der bezaubernden jungen Frau wahrzunehmen, die er einst gekannt hatte. Aber es war über drei Jahre her, seit er Gabrielle zum letzten Mal gesehen hatte, damals in dem lang vergangenen Sommer an einem geheimnisvollen Ort namens Faire Isle.

Er hatte gehört, dass Gabrielle sich verändert, sich von dem freundlichen, leidenschaftlichen Mädchen in eine verführerische und gefährliche Frau verwandelt hatte. Man sagte, sie sei ihrem kalten Ehrgeiz erlegen, und man sagte auch, sie sei mittlerweile besser in der Kunst der Intrige bewandert als selbst die dunkle Königin, Katharina von Medici. Man sagte ...

Remys Mund presste sich zu einem dünnen Strich zusammen. Er wollte einfach nicht all das glauben, was über Gabrielle gesagt wurde. Das war viel zu schmerzhaft. Aber um eine Tatsache kam er nicht herum: Leute, die um diese Uhrzeit unterwegs waren, gingen entweder bemerkenswert leichtsinnig mit ihrem Leben um oder verfolgten eine Absicht, mit der sie das Tageslicht scheuten.

Was traf wohl auf Gabrielle zu? Er brauchte sie nur zu überholen und sie zu fragen. Aber das widerstrebte ihm. Nach so langer Zeit wollte er nicht, dass ihr Wiedersehen auf der Straße stattfand. Sie glaubte, er sei tot, und vielleicht wäre es besser, wenn es dabei bliebe.

»Lass sie einfach gehen«, drängte etwas in ihm. »Verwickle sie nicht in dieses verzweifelte Unterfangen, um das dein ganzes Leben kreist.«

Diese Stimme war ein schwaches Echo des ehrenwerten und ritterlichen Mannes, der er einst gewesen war. Aber alles Edle in ihm war in jenem heißen August vor drei Jahren hier in Paris in einer Nacht voller Blut, Verrat und Wahnsinn zerstört worden. Der bloße Gedanke an die Bartholomäusnacht genügte, um seinen Magen umzudrehen und ihm den kalten Schweiß auf die Stirn zu treiben.

Remy schob die albtraumhaften Erinnerungen beiseite und folgte Gabrielle weiter. Trotz aller Gefahren brauchte er die Hilfe von Gabrielle Cheney bei dem waghalsigen Unternehmen, das ihn zurück in die Stadt gebracht hatte. Aber zunächst musste er sich vergewissern, dass es auch wirklich Gabrielle war, der er folgte.

Die junge Frau stolzierte weiter, während um sie herum die Häuser immer baufälliger und die Straßen immer schmutziger wurden. So wenig Remy auch von Paris kannte, so bemerkte er doch, dass sie in eines der übleren Viertel der Stadt eintauchten.

Neben ihm brummte Wolf mit tiefer Stimme: »Die Rue de Morte? Seid vorsichtig, Monsieur. Sogar die schlimmsten Galgenstricke scheuen sich, nachts hierherzukommen. Eure Dame muss ziemlich verrückt sein, sich allein in diese Gegend zu wagen, nicht einmal von ihrer Zofe begleitet. War sie immer so waghalsig?«

»Immer«, murmelte Remy mit grimmigem Lächeln. Zumindest in diesem Punkt hatte Gabrielle sich nicht verändert. »Einmal hat sie mein Schwert gestohlen und bereitete sich auf den Kampf gegen eine ganze Mannschaft ...«

»Was für eine Mannschaft?«, fragte Wolf höchst interessiert.

Schon bereute Remy seine impulsiven Worte. Die Geschehnisse auf Faire Isle in jenem Sommer waren seltsam genug für ihn gewesen. Falls er einige dieser Geschichten erzählen würde, wäre selbst der unbekümmerte Wolf alarmiert.

Remy konnte die Antwort schuldig bleiben, als sie Gabrielle im Nebel aus den Augen verloren. Beide, er und Wolf, blieben sofort stehen, um zu lauschen. Nichts war mehr vom alltäglichen Verkehrsgeklapper der Wagen, Pferde und Maultiere zu hören. Weit entfernt vernahm Remy das hohle Echo von Gabrielles Schritten.

»Da!« Wolf zeigte auf die andere Straßenseite.

Der aufgehende Mond durchdrang die Nebelschwaden so weit, dass Remy Gabrielles Schatten ausmachen konnte. Sie näherte sich den eisernen Toren eines großen Herrenhauses im gotischen Stil, das hinter hohen Steinmauern lag. Das Torhaus war von Türmchen flankiert. Im dunstigen Mondschein wirkte das weitläufige Anwesen mit seinen zahlreichen vernagelten Fenstern und der bröckelnden, an manchen Stellen gänzlich eingefallenen Gartenmauer ausgesprochen unheimlich.

Die benachbarten Grundstücke lagen trotz des Bauwahns, der Paris derzeit ergriffen hatte, brach. Das Haus stand alleine da, als ob der Rest der Stadt vor zu viel Nähe zurückschreckte.

»Nom de Dieu!«, hörte Remy Wolf nach Luft schnappen.

»Was ist los?«, fragte er.

»Das – das Maison d’E’sprit«, flüsterte Wolf und zeigte mit zitterndem Finger auf das eindrucksvolle Haus.

»Was! Du kennst diesen Ort?«

Wolf nickte ruckartig, die Augen in dem schmalen Oval seines Gesichts weit aufgerissen. »Dieser Ort ... er – er hat einen grauenvollen Ruf, Monsieur. Das Haus gehörte einst einem mächtigen Bischof, der von einer Hexe verflucht wurde. Sie verzauberte ihn, sodass er sich rettungslos in sie verliebte und seine heiligen Eide vergaß. Er machte sie zu seiner Mätresse und hielt sie in diesem Haus über viele Jahre hinweg versteckt. Sie hat ihm sogar Kinder geboren, Töchter, die wie sie selbst böse Hexen wurden.«

Wolf schauderte. »Schließlich brachte einer der Diener des Bischofs den Mut auf, die Behörden zu unterrichten. Hexenjäger überfielen das Anwesen, ergriffen die Zauberin und ihre Töchter und zerrten sie fort zur Hinrichtung. Jedermann dachte, das würde den Bann über den Bischof brechen, aber der arme Mann hat sich auf dem Dachboden erhängt, in den Wahnsinn getrieben durch die Hexe.«

Wolf rollte die Augen Richtung Himmel und bekreuzigte sich. Der Junge hatte eine

melodramatische Ader und genoss es, sich bei jeder Geschichte zu gruseln, die er zu hören bekommen konnte – je grausamer, desto besser.

Falls Gabrielle diese Geschichte kannte, war sie davon jedenfalls nicht eingeschüchtert. Remy konnte ihre Gestalt geradewegs auf die Tore zueilen sehen. Nach kurzem Zögern wagte er sich etwas näher. Verstohlen überquerte er die Straße und stellte sich hinter eine alte Eiche auf einem der leeren Nachbargrundstücke. Wolf eilte ihm geräuschvoll nach. Remy warf ihm einen finsternen Blick zu. Das düstere Haus stand abwartend da, wie ein stiller Schatten, ohne ein Zeichen von Leben. Was mochte Gabrielle an diesem elenden Ort suchen?

»Wer wohnt jetzt hier?«, fragte Remy seinen Begleiter leise.

»Niemand«, flüsterte Wolf heiser. »Dieser Ort ist ein Spukhaus, er ist mit einem Fluch belegt. Bevor sie starb, hat die Hexe jeden verflucht, der je diesen Boden betritt. Er soll genauso verrückt werden wie einst ihr Liebhaber.«

Remy glaubte nicht an Flüche, aber das verlassene Anwesen hatte etwas Beunruhigendes an sich, bei dem sich seine Nackenhaare aufstellten. Er spürte ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung, als Gabrielle an den eisernen Toren vorbeiging.

Aber Remy hätte wissen müssen, dass verschlossene Tore Gabrielle Cheney nicht aufhalten konnten. Sie ging die Steinmauer entlang, bis sie eine größere Bresche fand. Mit einem verstohlenen Blick über die Schulter raffte sie ihre Röcke und kletterte hindurch. Remy schickte sich an, ihr zu folgen, als sie aus seinem Blickfeld verschwand.

Wolf packte verzweifelt seinen Arm. »Nein, Herr Hauptmann! Ihr dürft ihr nicht da hinein folgen. Dieser Ort ist verflucht, ich beschwöre Euch!«

»Sei nicht albern, Junge.« Remy versuchte, ihn abzuschütteln, denn er befürchtete, Gabrielle zu verlieren, und zwar nicht an einen Fluch, sondern an Nebel und Dunkelheit.

»Oh, bitte, Herr Hauptmann! Seht Ihr denn nicht, dass es zu spät ist? Eure Dame muss bereits vom Wahnsinn ergriffen sein. Warum sollte sie sonst in diesen schrecklichen Ort eindringen?«

Warum nur? Remy hatte keine Ahnung, was Gabrielle zu diesem vernachlässigten Wrack eines Hauses gezogen hatte, aber er hatte vor, es herauszufinden. Jedenfalls war klar, dass er allein gehen musste. Im Augenblick gab sich Wolf nicht seinem üblichen Hang zum Melodrama hin, der Schrecken des Burschen war echt. Seine Finger zitterten, sein Gesicht war aschfahl. Selbst Händel mit den grimmigsten Banditen hätten Wolf nicht geschreckt, aber alles, was auf Übernatürliches hinwies, ängstigte ihn zu Tode.

Remy löste die Finger des Jungen und befahl ihm, draußen auf ihn zu warten. Sein Gewissen zwickte ihn, denn er wusste, dass er mit dem Burschen nicht ganz aufrichtig gewesen war. Als er Wolf losgeschickt hatte, um Gabrielle Cheney zu finden, hatte er versäumt, ihm etwas Wesentliches mitzuteilen: Die Dame war selbst eine Art Hexe.

Gabrielle Cheney spähte durch die Schlitzte ihrer Maske und setzte vorsichtig ihren Weg auf dem von Unkraut überwucherten Pfad fort. Der Hof des Maison d'Esprit war ruhig wie ein Friedhof, aber doppelt so schaurig. Der Mond goss sein blasses Licht über moosgeschwärzte Brunnen und geborstene Statuen. Ein kopfloser Heiliger ragte aus den verblühten Resten eines Rosengartens hervor. Die Blüten waren längst vergangen, nicht aber die Dornen, ein Zweig verfang sich im Saum von Gabrielles Umhang.

Als sie sich bückte, um ihn zu lösen, befiel sie abermals das beunruhigende Gefühl, das sie den ganzen Abend nicht loslassen wollte: das Gefühl, verfolgt zu werden. Sie legte die Finger um das Heft des Schwertes, das durch den Umhang verborgen war, und wirbelte herum. Das eiserne Tor und die Steinmauer waren nicht viel mehr als undeutliche Linien in der nebligen Nacht. Aber eine andere Figur nahm langsam Gestalt an, die eines großen stolzen Kriegers.

Das Schwert entglitt ihrer Hand, und ihr entfuhr ein erstickter Schrei. Nicht aus Angst, sondern mehr aus Verzweiflung, denn die Silhouette dieses Mannes hatte sie zu oft in ihren Träumen gesehen. Sie machte einen Schritt vorwärts, blieb dann aber wieder stehen, denn sie wusste, dass es nichts nützte: Es würde kein grüßendes Lächeln geben, keine starken Arme, die sie willkommen hießen, weil dieses Phantom nicht existierte. Stille und Leere wären alles, was sie finden würde.

Aber Geister hinterlassen keine Spuren, und Erinnerungen werfen keine Schatten, außer vielleicht auf das menschliche Herz. Sie sah zu, wie sich das Bild des Mannes wie jedes Mal im Nebel auflöste. Gabrielle hatte nie sein Gesicht gesehen, wusste aber ganz genau, wer er war.

Nicolas Remy, Hauptmann von Navarra. Ob es nun tatsächlich sein Geist war, den sie immer wieder zu sehen glaubte, oder nur eine Ausgeburt ihrer gequälten Fantasie, die Wirkung war stets die gleiche. Gabrielles Herz schnürte sich vor lauter Schuld und Leid zusammen.

»Ach, Remy«, murmelte sie. »Ich habe doch tausend Mal um Eure Vergebung gefleht. Was wollt Ihr noch von mir? Warum könnt Ihr mich nicht in Frieden lassen?«

Sie wusste, dass sie auf diese Frage niemals eine Antwort erhalten würde, jedenfalls nicht in diesem feuchten, nebligen Hof. Mit einem letzten Blick nach hinten drehte sich Gabrielle um und hastete auf das Haus zu.

Das steinerne Anwesen ragte vor ihr auf. Wo die Haustür sein sollte, gähnte ein von gesplittertem Holz umgebenes Loch, aufgerissen wie das Maul einer wütenden Bestie, bereit, sie zu verschlingen. Aber Gabrielle fürchtete die Geister ihrer Erinnerung weitaus mehr als die düsteren Seiten dieses Hauses. Außerdem kannte sie die Wahrheit hinter den Gerüchten um das Maison d'Esprit weitaus besser als die abergläubischen Pariser, die sich jedes Mal bekreuzigten, wenn sie an den verrosteten Toren vorübermussten.

Mit Leichtigkeit überwand sie die Überreste der eingeschlagenen Tür und wurde beim Eintreten in das Haus von der Dunkelheit verschluckt. Die vernagelten Fenster ließen nichts von dem blassen Mondlicht herein. Gabrielle nahm ihre Maske ab und griff unter

ihrem Umhang nach der großen Gürteltasche. Sie kramte, bis sie die Kerze in einem kleinen Messingleuchter und die Zunderbüchse fand, die sie mitgebracht hatte. Nach einigem Hantieren mit Feuerstein und Docht gelang es ihr, die Kerze zu entzünden.

Das kleine Flämmchen flackerte und konnte nur einen bescheidenen Umkreis erhellen. Gabrielle bewegte sich auf knirschendem Sand weiter in den Raum hinein, der sich vor ihr öffnete. Sie hielt die Kerze hoch und blickte auf die traurigen Reste der einst so prächtigen großen Halle. Der Bischof hatte mit seiner Mätresse sehr ansehnlich gelebt, bis die Hexenjäger kamen.

Ein wunderschön geschnitzter Eichentisch war von dem Podest gezerrt und umgestürzt worden, die zerbrochenen Überreste der Stühle und Schemel lagen zerstreut daneben. Die Bespannungen waren von den Wänden gerissen und zerfetzt worden, ein modriger Geruch nach verrottender Wolle lag in der Luft. Sogar der eiserne Kronleuchter war von der Decke gerissen und lag unter seiner Kette auf dem Boden. Alles war mit dicken Spinnweben überzogen, als ob die Zeit ein Leichentuch für dieses Haus weben wollte.

Die Hexenjäger hatten ganze Arbeit geleistet. Gabrielle erschauerte in einer Mischung aus Entsetzen und Mitleid, denn sie erinnerte sich an die Nacht, in der diese Teufel in ihr eigenes Haus auf Faire Isle eingedrungen waren. Sie und ihre Schwestern, Ariane und Miri, waren nur durch das Eingreifen des Comte de Renard, Arianes späterem Gatten, gerettet worden.

Aber eine solche Rettung war für die arme Giselle Lascelles und ihre Töchter nicht zur Stelle gewesen. Wie verängstigt mussten diese Frauen gewesen sein, als sie schreiend aus ihrem Heim gezerrt wurden, um der schlimmsten Art von Folter und Tod zu begegnen, die über eine Tochter der Erde hereinbrechen kann. Alle hatten sie ihr Leben lassen müssen, außer einer ...

Die Wirkung der großen Halle war beabsichtigt, um jeden zufälligen Eindringling davon zu überzeugen, dass außer Geistern niemand in diesem Haus wohnte. Gabrielle war eine der wenigen, die es besser wussten. Mit gerafften Röcken ging sie zur Treppe, die ins Obergeschoss führte. Der schwache Schein ihrer Kerze reichte nicht bis zum oberen Treppenabsatz, um zu erkennen, wer oder was dort lauerte.

»Hallo?«, rief sie zögerlich.

Das Echo ihrer Stimme wurde von der gewaltigen Stille des Hauses geschluckt. »Cassandra Lascelles?«, rief sie etwas lauter.

Wieder antwortete nichts als Stille, dann meinte sie, eine Diele knarren zu hören. Gabrielle befeuchtete die Lippen und versuchte es abermals. »Cass? Bist du da? Ich bin's, Gabrielle Cheney. Ich muss mit dir ...«

Ein tiefes Knurren ließ sie sofort verstummen. Sie starrte auf den Treppenabsatz und bemerkte den Schatten einer Bewegung. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie von zwei unheilvollen gelben Augen angestarrt wurde und das Knurren zu einem Angst einflößenden Grollen anwuchs. Das Wesen sprang vor, es war eine große braunschwarze Dogge mit einem schweren, muskulösen Körper.

»Merde!«, schrie Gabrielle.

Sie stolperte zurück, als der Hund die Treppe herunterstürmte, und ließ beinahe die Kerze fallen. Heißes Wachs spritzte von dem Messingleuchter und verbrannte ihre Hand.

Sie zuckte vor Schmerz zusammen, konnte aber die Kerze festhalten.

Als sie durch die Halle zurückwich, prallte sie gegen einen Sakristeischrank, und seine hölzernen Borde bohrten sich in ihren Rücken. Ihr Verfolger kam ein paar Schritte vor ihr rutschend zum Stehen und hielt sie vor dem Schrank in Schach. Er knurrte und bleckte seine grauenhaften Reißzähne.

»C-Cerberus. G-guter Hund.« Gabrielle zitterte. »Erinnerst du dich nicht an mich?«

Offenbar tat er es nicht, denn er bellte laut. Ihre jüngere Schwester hätte ihn sofort beruhigen können, indem sie ihm einige Worte vorsummte. Aber Gabrielle hatte nie Miris starke Bindung zu vierbeinigen Geschöpfen besessen.

Zum Glück kannte sie die Schwäche dieser Bestie. Mit einem wachsamen Auge auf den Hund bewegte sie sich ein kleines Stück zur Seite, um die Kerze auf das Schrankbord zu stellen. Sie tastete nach ihrem Beutel unter dem Umhang. Entweder war sie zu nervös oder ihre Finger zu ungeschickt, die verfluchten Bänder ließen sich kaum lösen. Endlich gelang es ihr, die Tasche zu öffnen und leicht zerquetschte rote Weintrauben hervorzuziehen.

Sie unterdrückte ihre Angst und krächzte: »Braver Cerberus, süßes Tierchen. Schau mal, was ich für dich habe.«

Vorsichtig streckte sie die Hand mit den schimmernden roten Trauben aus. Der Hund bellte scharf. Gabrielle zuckte zusammen und warf die Trauben weit von sich. Sie schlugen dumpf auf dem Boden auf, der Hund wich zurück.

Doch gleich schlich er wieder nach vorne, um Gabrielles Angebot zu beschnüffeln. Er ließ ein entzücktes Winseln hören und begann, die Früchte gierig hinunterzuschlingen. Gabrielle wagte sich einige Schritte von der Wand weg. Solange die Weintrauben reichten, würde Cerberus nichts dagegen haben, wenn sie sich bewegte.

»Was habt Ihr mit meinem Hund gemacht?«, ertönte plötzlich eine herrische Stimme.

Gabrielle wandte sich dem Klang zu und seufzte vor Erleichterung, dass die Besitzerin der Dogge endlich in Erscheinung getreten war. Cassandra Lascelles stand gebieterisch oben an der Treppe, eine hochgewachsene, schlanke Silhouette. Gabrielle hatte keine Ahnung, wie lange sie schon da war. Sie schien aus dem Nichts gekommen zu sein.

»Ich habe deinem kostbaren Cerberus gar nichts getan«, erwiderte Gabrielle. »Lediglich mit ein paar Träubchen bestochen, damit er mich nicht verspeist.«

»Gabrielle? Bist du das?«

»Ja.«

Das Treppengeländer fest umklammernd, begann Cass mit äußerster Vorsicht die Treppe herabzusteigen. Sie war fast vom Augenblick ihrer Geburt an blind, eine junge Frau, nicht viel älter als die einundzwanzigjährige Gabrielle. Dennoch ließ etwas Hartes, Sprödes Cass oftmals weitaus älter wirken.

Ein ramponiertes rotes Gewand schlotterte um ihre dünne Gestalt und war von einer Schulter gerutscht. Für den schlanken Hals schien die Masse des tiefdunklen Haares zu schwer. Weil es nur selten Sonnenlicht sah, war das exotische Gesicht mit den schrägen hohen Wangenknochen von schneeweißer Farbe. Die blicklosen Augen waren starr und ausdruckslos, während alle Ausdruckskraft sich um den Mund sammelte, der im Moment zu einem verärgerten dünnen Strich zusammengepresst war.

Für jemanden, der seiner Sehkraft beraubt war, bewegte sie sich unauffällig und mit bemerkenswerter Anmut. Nur als sie von der letzten Stufe trat und das Gelände losließ, streckte sie vorsichtig die Hand in den weiten leeren Raum aus.

»Cerberus! Komm her!«, befahl sie.

Der Hund spitzte die Ohren, zögerte aber, da er nach mehr Weintrauben suchte.

»Cerberus! Hierher!«

Das beeindruckende Tier winselte und schlich mit gesenktem Kopf zu seiner Herrin. Cassandra tastete nach dem ledernen Halsband des Hundes.

»Böser Hund! Bei Fuß!«

Cerberus duckte sich weiter nach unten. »Verdammter Narr. Wie jedes männliche Wesen vom Magen beherrscht«, murrte Cass, als der Hund sich neben ihr niederließ.

Sie milderte ihre Rüge, indem sie ihn hinter den Ohren kraulte. In dem gefährlich aussehenden Biest ging eine plötzliche Verwandlung vor: Die Augen klärten sich, schwanzwedelnd bebte der massige Körper vor Hingabe.

Nun schien die Herrin die Eindrucksvollere der beiden zu sein. Mit einer Hand auf dem Hundeschädel straffte sich Cass und funkelte Gabrielle zornig an.

»Verdammt, Gabrielle Cheney. Ich habe dich davor gewarnt, hierherzukommen, ohne zuvor eine Nachricht an meine Dienerin zu senden. Ich schätze es nicht, überrascht zu werden. Bestechung hin oder her, du hattest Glück, dass Cerberus dir nicht die Kehle zerrissen hat.«

»Es tut mir leid«, sagte Gabrielle und trat vorsichtig näher. »Aber ich musste dich dringend sehen und hatte keine Zeit, dich durch Finette zu benachrichtigen. Außerdem dachte ich, Cerberus erkennt mich, nachdem ich schon so oft hier war.«

»Er ist darauf abgerichtet, niemanden zu erkennen. Sonst wäre er kein guter Beschützer.«

»Aber sicherlich brauchst du einen solchen Schutz nicht vor einer anderen Tochter der Erde.«

»Man kann nicht allen Töchtern der Erde trauen. Das solltest ausgerechnet du am besten wissen.« Cass schnaubte verächtlich. »Außerdem hasse ich solche beschönigenden Begriffe wie ›Weise Frauen‹ oder ›Töchter der Erde‹. Lass uns einfach Hexen sagen und dabei bleiben.«

»Ja, aber lass es uns nicht zu laut sagen«, antwortete Gabrielle trocken.

Cass' harte Gesichtszüge schmolzen zu einem zögernden Lächeln. Sie beugte sich hinunter und gab dem Hund einige leise Kommandos. Mit sicherem Schritt, der Gabrielle immer wieder erstaunte, ging sie voran, die Hand an Cerberus' Halsband gelegt.

Gabrielle hatte gesehen, wie ihrer Schwester Miri erstaunliche Kunststücke mit Tieren gelangen, aber die Übereinstimmung zwischen Cassandra und ihrem Hund grenzte an Zauberei. Sie hatte ihm tatsächlich beigebracht, ihr die Augen zu ersetzen.

Cerberus führte Cass geradewegs hinüber zu Gabrielle. Ein weiterer leiser Befehl, und der Hund setzte sich neben sie, den Blick fest auf seine Herrin geheftet, als ob er auf den nächsten Befehl wartete. Cass streckte den Arm tastend aus, bis sie Gabrielle berührte. Sie zog sie zu sich und umarmte sie kurz.

»Ich wollte nicht, dass du dich unwillkommen fühlst, liebe Freundin«, murmelte sie.

»Aber das nächste Mal lass mich wissen, wann du kommst.«

»Das mache ich«, versprach Gabrielle. Als sie Cass umarmte, erkannte sie wieder einmal besorgt, wie dürr die Gestalt unter dem zerschissenen Gewand war. Sie wünschte, sie könnte Cass überreden, das klösterliche Leben in diesen verlassenem, tristen Gemäuern aufzugeben oder ihr wenigstens zu gestatten, sie mit einigen Annehmlichkeiten wie gutem Essen oder schönerer Garderobe zu versorgen. Aber Gabrielle wusste zu genau um den grimmigen Stolz und den Drang nach Unabhängigkeit, die ihre Freundin beherrschten.

Cass ließ sie los und trat mit einem leicht ironischen Lächeln zurück. »Nun, womit habe ich die Ehre dieses unerwarteten Besuchs verdient? Du hast doch bestimmt noch nicht die ganze Flasche Parfüm aufgebraucht, die ich dir gebraut habe. Ich habe dir genug gegeben, um jeden Mann bei Hofe auf die Knie sinken zu lassen.«

Cassandra Lascelles konnte einige der stärksten verführerischen Düfte und Lotionen herstellen, die Gabrielle je gesehen hatte. Gabrielle wollte den Kopf schütteln, bremste sich aber. Es war oft schwierig, sich an Cassandras Blindheit zu erinnern.

»Nein, ich brauche kein Parfüm.«

»Dann eine Creme für deinen Teint? Oder vielleicht eine andere Lotion?«

»N-nein ...«, sagte Gabrielle, erleichtert, dass Cassandra ihr Gesicht nicht sehen konnte. Sie gab sich gern kühl und kontrolliert, aber an diesem Tag hatte die schiere Verzweiflung ihr den Weg zu Cassandras Tür gewiesen.

Nun, da sie da war, musste sie entdecken, dass es viel schwieriger war, mit der Wahrheit herauszurücken, als sie gedacht hatte. Gabrielle fiel es schwer, jemandem ihre Verletzbarkeit zu offenbaren. Doch wenn es ihr nicht gelang, ihren Stolz zu überwinden, hätte sie das Wagnis herzukommen gar nicht erst eingehen müssen.

Als ob sie Gabrielles Widerstreben spürte, sagte Cass mit sanftem Ton: »Heraus damit, liebe Freundin. Was willst du von mir?«

Unter Räuspern bekannte Gabrielle stockend: »Ich brauche deine Hilfe, Cass. Um – um jemanden zu finden, den ich verloren habe.«

Remy, flüsterte ihr Herz mit dem vertrauten dumpfen Schmerz.

Cassandras schmale Augenbrauen wölbten sich erstaunt. »Ich wäre entzückt, dir in jeder erdenklichen Hinsicht zu helfen, meine Liebe«, sagte sie trocken. »Aber wie du beobachtet haben wirst, ist mein Augenlicht nicht allzu gut. Hättest du nicht besser einen Spurenleser oder Glücksritter beauftragt, der sich mit solchen Dingen auskennt?«

»D-das geht nicht. Die Person, die ich suche, weilt ... nicht länger in dieser Welt. Ich habe gehört – das heißt, Finette hat mir gesagt, dass du bemerkenswerte Fähigkeiten in der Kunst der Geisterbeschwörung besitzt.«

Cassandras Gesicht verdunkelte sich verärgert. »Elende Finette! Die kleine dürre Hexe redet zu viel.«

»Also stimmt es?«

Cass antwortete nicht, und etwas in ihrem Gesicht verschloss sich. Es gab einen alten Zauber, den die meisten weisen Frauen schon in ihrer Kindheit lernten, die Kunst, in den Augen, den Spiegeln der Seele, zu lesen. Diejenigen, die darin sehr bewandert waren, konnten alle Gedanken ihres Gegenübers erkennen, aber leider beherrschte Gabrielle

diese Fähigkeit nicht.

Doch mit dieser Kunst wäre sie bei Cass ohnehin nicht weitergekommen, denn ihre Augen waren wie ausgebrannte Laternen, sie gaben keinen Gedanken preis.

»Geisterbeschwörung ...«, wiederholte sie langsam. »Die Toten rufen ... Vielleicht besitze ich tatsächlich einige Fähigkeiten auf diesem Gebiet. Aber du bist genauso eine Hexe wie ich, warum machst du es nicht selbst? Ich bin lediglich der Bastard einer wilden Zigeunerin und eines närrischen heiligen Mannes, der seine Gelübde vergaß. Dein Stammbaum, Gabrielle Cheney, ist auf jeden Fall beeindruckender als meiner. Dein Vater war ein berühmter Ritter, und deine Mutter, die unvergleichliche Evangeline, bekannt als Herrin von Faire Isle, war eine Königin unter den Hexen. Du bist der noble Spross einer langen Linie von starken und klugen Hexen.«

»Bedauerlicherweise scheine ich nicht genügend von den Gaben meiner Familie geerbt zu haben.« Gabrielle bemühte sich um einen beiläufigen Ton, doch ihre Kehle schnürte sich zu.

»Welchen Zauber ich auch immer besaß, ich habe ihn vor langer Zeit verloren.«

»Dann bitte deine Schwester Ariane um Hilfe«, schlug Cassandra vor. »Sie ist nun die Herrin von Faire Isle, und man sagt ihr nach, dass sie schon jetzt ebenso weise und klug ist wie eure verstorbene Mutter.«

»Du weißt genau, dass ich das nicht kann. Ariane und ich hatten in den vergangenen zwei Jahren keinen Kontakt.« Beim Gedanken an ihre ältere Schwester verspürte Gabrielle wie üblich Schmerz und Bedauern. »Sie billigte meine Entscheidung nicht, nach Paris zu gehen.«

»Weil du eine Kurtisane geworden bist? Nur wenige ehrbare Frauen würden das billigen.«

»Ja nun, Ariane tut sich leicht, über mich zu urteilen«, sagte Gabrielle. »Sie ist glücklich mit ihrem Comte de Renard verheiratet. Für sie ist das Leben klar und vollkommen, und deshalb kann sie nicht verstehen, dass andere Frauen es etwas ... komplizierter finden.«

Gabrielle versuchte, gleichgültig zu klingen, als ob Arianes Missbilligung ihr nichts ausmachte. Aber der Verlust der schwesterlichen Liebe belastete sie sehr.

»Wie dem auch sei«, fuhr sie lebhaft fort. »Ariane hätte mir ohnehin nicht geholfen. Sie beschränkt sich ganz und gar auf die Heilung von Kranken, in den dunkleren Künsten würde sie sich niemals versuchen.«

»Wie weise von ihr, und wie bedauerlich für dich«, sagte Cass. »Weil auch ich mich darin nicht leichtfertig versuche. Mein besonderes Talent für die Geisterbeschwörung teile ich mit keinem, noch nicht einmal mit dir, meine Liebe. Warum vergisst du nicht den ganzen Unsinn und trinkst einen Becher Wein mit mir.«

Sie gab Cerberus einen leichten Klaps, und der Hund sprang auf. Frau und Hund drehten sich gleichzeitig um und schritten zur Treppe zurück.

Gabrielle stutzte einen Augenblick, bestürzt über Cassandras Zurückweisung. Aber wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, ließ sie sich nicht so leicht entmutigen. Und es gab nur wenig, was ihr je mehr bedeutet hatte als dies: die Hoffnung, Nicolas Remy zu sehen, ein letztes Mal mit ihm zu sprechen.

Sie eilte zu Cassandra und hielt sie am Ellbogen fest.

»Cass, warte, bitte ...«

Cerberus knurrte warnend, und sein Fell sträubte sich. Hastig zog Gabrielle die Hand weg.

»Cass, du musst mir helfen, sonst – ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Es gibt jemanden auf der anderen Seite, mit dem ich unbedingt in Verbindung treten muss. Es ist wichtiger für mich, als du dir wahrscheinlich vorstellen kannst. Ich – ich werde dir jeden Betrag zahlen, den du wünschst.«

»Geld interessiert mich nicht. Und wenn, hätte ich Mittel, es selbst zu beschaffen.«

»Was ist mit Juwelen? Gewändern der besten Schneider von Paris?«

Cass errötete und zog das ausgeleierte Oberteil ihres verschlissenen Mieders etwas verlegen über die Schulter. Sie schob stur das Kinn vor. »Ich mache mir auch nichts aus solchem Firlelfanz.«

»Dann nenne mir deinen Preis«, bat Gabrielle. »Ich will dir alles geben, was du willst.«

Cass lachte lauthals. »Alles? Du bist sehr unbesonnen, Gabrielle Cheney. Hat deine Maman dir nie die alten Märchen erzählt und was für schreckliche Dinge jungen Damen zustoßen, die solche Versprechungen machen?«

»Nun ja, was könntest du denn fordern? Mein erstgeborenes Kind?«

»Nein, ich verabscheue Kinder«, erwiderte Cass gedehnt. »Ich bezweifle sogar, dass sie gut in der Suppe schmecken.« Für einen Moment verstummte sie, dann sagte sie verschlagen: »Es gibt nur eine Möglichkeit, damit ich deine Bitte in Betracht ziehe. Lass mich deine Hand lesen.«

Gabrielle erstarrte. Es war nicht das erste Mal, dass Cass sie darum bat, aber Gabrielle war stets zu vorsichtig gewesen, um es ihr zu gestatten.

Nervös versteckte sie die Hände hinter dem Rücken. »Warum? Warum musst du das?«

»Weil ich die einzige Überlebende einer Familie von Frauen bin, die man wegen Hexerei gefoltert und verbrannt hat. Ich habe gelernt, verdammt aufzupassen, wem ich traue. Wenn ich erwägen soll, deiner Bitte nachzukommen, muss ich die Tiefen deines Herzens prüfen. Andere weise Frauen sind im Augenlesen kundig. Offensichtlich bleibt mir diese Kunst versagt, doch ich bin gut im Handlesen. Lass mich also deine Hände untersuchen.«

Cassandra streckte die Hand fordernd aus. Gabrielle zögerte immer noch. Die Tiefen ihres Herzens prüfen? Das war etwas, was Gabrielle noch keinem gestattet hatte, nicht einmal ihren eigenen Schwestern, und Cass kannte sie erst seit drei Monaten.

Sie war beunruhigt bei dem Gedanken, dass ihre Freundin womöglich in der Lage war, ihr die Geheimnisse ihrer Seele zu entlocken, indem sie ihre Handfläche berührte. War so etwas überhaupt möglich? Gabrielle behagte diese Vorstellung nicht, aber wenn sie Cass' Hilfe wollte, blieb ihr nur die Wahl, mit ihr zusammenzuarbeiten.

»N-na gut.« Gabrielle streckte zögernd die Hand aus. Cerberus, durch die Bewegung misstrauisch geworden, bellte scharf.

»Platz!«, befahl Cassandra. Als der Hund sich zu ihren Füßen niederlegte, legte Gabrielle beklommen ihre Hand in die von Cassandra.

Die Frau drehte Gabrielles Handfläche nach oben und begann, deren Oberfläche abzutasten. Gabrielle schauderte, sie empfand Cass' Berührung als kalt und

beunruhigend. Es war, als ob sie von einer Eisnadel untersucht würde.

»Eine wohlgeformte Hand«, murmelte Cassandra. »Elegant, mit seidenweicher Haut. Aber das war nicht immer so. Früher war da Hornhaut ...« Sie betastete Gabrielles Handballen. »Und da auch.« Sie berührte Gabrielles Fingerspitzen.

»Hornhaut von der Arbeit mit Marmor und Meißel? Und diese gepflegten Nägel waren einst eingerissen und von Farbe befleckt.«

Gabrielle zuckte bei dieser Beobachtung ein wenig zusammen, erwiderte jedoch nur geringschätzig: »Ich habe mich ein wenig in Bildhauerei und solchen Dingen versucht. Irgendwie muss sich ein Mädchen ja amüsieren. Ich fand es unterhaltsamer als Nähen und Sticken.«

»Das war mehr als bloße Unterhaltung. Diese Hand konnte einst großen Zauber ausüben: Leben in Stein hauchen, eine leere Leinwand mit Licht und Farbe füllen, Bilder daraufzaubern, die das Auge fesseln und das Herz berühren. Das ist die Hand einer außergewöhnlichen Künstlerin.«

»Vielleicht hatte ich ja solche Fähigkeiten, aber ich sagte dir bereits, jeden Zauber, den ich einst besaß, verlor ich vor langer Zeit«, antwortete Gabrielle bitter.

»Und wie verliert eine weise Frau ihren Zauber?«, fragte Cass sanft.

»Woher soll ich das wissen?«, fauchte Gabrielle, obwohl sie ganz genau wusste, wann und wie sie ihre Zauberkraft verloren hatte. Sie wollte nur nicht darüber reden.

»Doch es ist mir egal«, fuhr sie fort. »Keine Frau wird es als Künstlerin je zu Ruhm und Wohlstand bringen. Es war ein Traum, und ein närrischer dazu.«

»Aber aus Ruhm und Wohlstand hast du dir nie viel gemacht. Jedenfalls damals nicht.«

Gabrielle zuckte wieder zusammen und versuchte, ihre Hand zu schließen, aber Cass bog die Finger wieder auf.

»Ja, eine sehr hübsche Hand, doch eine leere«, murmelte sie.

»Ich sagte dir bereits, dass ich sie ganz leicht mit Juwelen und Münzen für dich füllen könnte.«

»Über diese Art von Leere spreche ich nicht, sondern über die Art, die den meisten überhaupt nicht auffallen würde. Du bist eine wunderschöne Frau, sehr begehrt und gefragt. Aber gleichzeitig ist dein Leben leer. Du hast alles hinter dir gelassen, was du je kanntest, deine beiden Schwestern, deine Heimat und deine Freunde auf Faire Isle. Und jetzt bist du völlig allein.«

»Unsinn. Ich habe ein Haus voller Dienstboten und ich bin häufig bei Hofe. Ich gehe dort zu Banketten, Maskeraden und Bällen. Immer sind Leute um mich, die um meine Gunst buhlen.«

»Du traust den Frauen nicht, und Männer verachtest du. Narren, die nichts als die von dir präsentierte glitzernde Fassade sehen und nie so nah kommen, dass sie die wahre Gabrielle berühren könnten. Diese Hand berichtet mir von Dunkelheit und einer tiefen Einsamkeit.«

Dann erzählt die Hand Cassandra viel zu viel, dachte Gabrielle. »Und was soll das Ganze?«, fragte sie und versuchte, die Hand zurückzuziehen. »Ich kam nicht hierher, um aus meiner Hand lesen zu lassen.«

Cass festigte ihren Griff, und ihre langen dünnen Finger fuhren mit der Erforschung fort.

»Aha!«

»Wieso aha?«, fragte Gabrielle beklommen.

Cass fuhr über die Linien auf Gabrielles Handfläche. »Hier fühle ich eine pulsierende Vene, die von großem Ehrgeiz kündigt ... starke Begierde nach Macht, Ruhm ... Unverletzbarkeit. Aber direkt daneben verläuft die Herzlinie mit dem Hunger nach Leidenschaft, Romanzen, dem glühenden Wunsch zu lieben und geliebt zu werden.«

»Diese Linie muss sehr kurz sein«, sagte Gabrielle ironisch und verzog das Gesicht.

»Nein, die Linien sind gleich lang und gehen ineinander über. Sie erreichen einen Punkt, an dem eine Wahl zu treffen ist: Liebe oder Ehrgeiz.«

»Die habe ich bereits getroffen.«

Cass lächelte kopfschüttelnd. »Nein, hast du nicht. Aber deine Wahl wird schwierig sein, denn eine alte Narbe steht ihr im Weg.«

Gabrielle straffte sich hochmütig. »Ich habe keine Narben. Meine Hand ist makellos.«

»Die Narbe ist auf deinem Herzen, Gabrielle Cheney. Eine alte Wunde, die nie ordentlich verheilt ist, verursacht von einem unwürdigen Mann.«

»Ich glaube, ich habe jetzt genug gehört.«

»Du hast diesem Mann dein Herz geschenkt, und er hat dich betrogen«, fuhr Cass sanft, aber unerbittlich fort. »Mit der größten, unsäglichsten Verletzung, die ein Mann einer Frau zufügen kann. An einem strahlenden Sommernachmittag auf dem Heuboden einer Scheune.«

»Mein Gott, du bist eine verdamnte Hexe!«, schrie Gabrielle und zog ihre Hand heftig weg. Sie stolperte zurück und presste die Handflächen zusammen. Sie fühlte sich, als ob Cass sie aufgeschlitzt und blutend liegen gelassen hätte. Bittere alte Erinnerungen schienen aus der Wunde hervorzuströmen, Erinnerungen an diesen Juni mit Etienne Danton und an den grauenvollen Nachmittag, den zu vergessen sie sich so bemüht hatte.

Nein, sie hatte ihn tatsächlich vergessen.

Gabrielle entfuhr ein zitternder Seufzer, und sie tastete nach ihrer Maske. »Das – das ist alles blanker Unsinn. Ich habe keine Zeit mehr für solchen Aberwitz. Wenn du mir nicht helfen willst, gut. Offenbar war es ein Fehler, herzukommen. Ich wünsche dir einen guten Abend.«

Cerberus ließ ein kurzes Bellen vernehmen, als Gabrielle davonschritt. Sie hatte noch nicht die Tür erreicht, da rief Cassandra: »Gabrielle, warte.«

Gabrielle blieb stehen und drehte sich um. Cass stand reglos im Lichtkegel der Kerze, die Gabrielle in ihrer Eile vergessen hatte.

Nach einer Weile sagte Cassandra: »Ich werde deiner Bitte nachkommen. Aber ich warne dich: Es gibt einen Grund, warum Geisterbeschwörung als schwarze Magie gilt und verboten ist. Eine Séance ist schwierig und kann leicht schiefgehen. Manchmal möchte die Seele, mit der man in Verbindung zu treten wünscht, nicht gestört werden, während es andere und auch bössere Geister gibt, die eine Pforte in unsere Welt begrüßen.«

Gabrielle runzelte die Stirn und überlegte, ob Cassandra sie bloß erschrecken wollte.

»Willst du damit etwa sagen, du könntest, falls du nicht richtig zauberst ... Was könntest du? Einen Geist oder Dämon freisetzen?«

»Alles ist möglich, wenn man das Schicksal herausfordert und mit den dunklen Künsten

spielt.«

»Wenn es so gefährlich ist, warum tust du es dann?«, fragte Gabrielle.

»Weil ich meine Tage in Finsternis verbringe«, antwortete Cass leise. »Doch wenn ich die Toten heraufbeschwöre, kann ich tatsächlich sehen. Das ist meine einzige Möglichkeit, in ein anderes Gesicht zu blicken, und das lohnt jede Gefahr. Die Frage ist nur, lohnt es sich auch für dich?«

Tat es das? Gabrielle musste zugeben, dass Cassandras Worte sie eingeschüchtert hatten. Aber dann dachte sie an Remy, an ihren Abschied an dem Tag, als er fortritt, um seinen Tod zu finden, an all das Ungesagte zwischen ihnen.

»Ja«, Gabrielle straffte den Rücken. »Es lohnt das Risiko.«

»Dann werde ich dir helfen.«

Behutsam trat Gabrielle an Cass' Seite. Allerdings wurde ihre Freude über das plötzliche Einlenken durch einen gewissen Argwohn gebremst. »Wirklich? Was hat deinen Sinneswandel bewirkt?«

Cass zuckte mit den Schultern: »Vielleicht ist es eines Tages nützlich für mich, dich in meiner Schuld zu wissen. Ich werde eine Séance abhalten, eine Beschwörung der Toten, und du schuldest mir dafür einen Gefallen.«

»Und was könnte das sein?«

»Wie soll ich das jetzt schon entscheiden?«, erwiderte Cassandra. »Aber du wirst mir einmal einen Dienst erweisen – keine Fragen, keinen Widerspruch. Ist das ein Angebot?«

»Verlangst du einen Bluteid?«, fragte Gabrielle spröde.

»Nein, ein einfacher Handschlag und dein Versprechen genügen mir.« Cassandra reichte Gabrielle die Hand.

Gabrielle zögerte. Sie hatte lange genug in Paris gelebt, um auf der Hut zu sein. Es konnte sicherlich nichts unbesonnener sein, als eine Verpflichtung einzugehen, ohne zu wissen, um was es sich handelte.

»Nun komm schon, Gabrielle«, drängte Cass. »Ich bin keine dieser hinterhältigen Intrigantinnen, die du bei Hof kennst. Zugegeben, unsere Bekanntschaft währt noch nicht lange, aber du kannst mir vertrauen: Ich würde nie mehr verlangen, als du zu geben vermagst.«

Einigermaßen beruhigt schüttelte Gabrielle Cassandras Hand.

»Also gut. Ich bin einverstanden: Wenn du dies für mich tust, stehe ich in deiner Schuld. Du hast das Wort von Gabrielle Cheney.«

Ein merkwürdiges Lächeln umspielte Cassandras Mundwinkel, als sie ihr Geschäft besiegelten. Gabrielle schauderte, doch der beunruhigende Ausdruck verschwand so rasch, dass sie dachte, sie habe sich wohl getäuscht.

Cass wandte sich zum Schrank um und tastete sich am unteren Bord entlang. Ihre Hand stieß an die brennende Kerze, die Gabrielle dort stehen gelassen hatte. Sie fluchte, als die Kerze fast umkippte und das heiße Wachs auf ihre Hand spritzte.

»Stell dieses Ding weg und tritt dann zurück«, sagte sie.

Obwohl von dem knappen Befehl verblüfft, tat Gabrielle wie geheißen. Sie trat von dem Schrank weg und hielt die Kerze hoch.

Mit äußerst konzentriertem Gesichtsausdruck tastete sich Cassandra weiter am

Schrankbord entlang.

Gabrielle konnte nicht sehen, was Cassandra tat, aber plötzlich vibrierte und knackte der ganze Sakristeischrank. Cass stolperte zurück, und Gabrielle schnappte verblüfft nach Luft, als der Schrank nach außen schwang und ein gähnendes Loch im Fußboden bloßlegte. Sie schlich näher. Das Licht ihrer Kerze flackerte über steinerne Stufen, die spiralförmig nach unten in eine kalte, abweisende Dunkelheit führten.

Ein verborgener Keller. Das erklärte, wie Cass vor vielen Jahren den Hexenjägern entkommen war. Gabrielle fragte sich, warum sich die anderen Lascelles-Frauen nicht auch hatten retten können, aber Cass wollte nie über den tragischen Verlust ihrer Familie sprechen. Gabrielle, die ihre eigenen wunden Punkte sehr gut verbarg, verstand und respektierte Cass' Zurückhaltung.

»Du hast mir erlaubt, aus deiner Hand zu lesen. Jetzt vertraue ich dir das Geheimnis meines privatesten Gemachs an. Willkommen in meinem eigentlichen Zuhause«, sagte Cassandra mit einer spöttischen Handbewegung. Als Cerberus sich an ihr vorbeidrängte, um sie nach unten zu führen, packte Cassandra ihn am Halsband.

»Nein!«

Sie beugte sich hinunter und murmelte einige Kommandos, die sich für Gabrielle wie: »Geh. Bewach das Haus!« anhörten.

Mit erhobenem Kopf trottete der Hund wie ein Soldat davon, der auf seinen Posten beordert wurde. Cassandra stieg vorsichtig die Treppe hinab. Sie hielt inne und rief Gabrielle zu: »Halte die Kerze gut fest, und folge mir.«

»Der Weg nach unten ist stets sehr dunkel und tückisch«, fügte sie mit einem seltsamen ironischen Lächeln hinzu, das Gabrielle das unbehagliche Gefühl vermittelte, dass Cass über weitaus mehr als nur die Treppe sprach.

Gabrielle schluckte, aber sie war schon viel zu weit gegangen, um nun umzukehren. Mit der Kerze in der Hand, tauchte sie hinter Cass in die Dunkelheit ein.